

Leseprobe aus:

Willi Winkler

Der Schattenmann



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Einleitung

Für eine gute Geschichte hat die folgende einfach zu viele Namen. Das buntscheckige Personal der letzten sechzig, siebenzig Jahre tritt auf, Nationalsozialisten, Politiker, Kirchenleute, Bandenchefs, Terroristen, dazwischen auch Verleger und Anwälte. Der Schauplatz wechselt von Bonn am Rhein an den Genfer See, von München nach Buenos Aires, Jerusalem, Beirut, Moskau, Paris. Wer soll da den Überblick behalten?

Mitten in diesem Durcheinander befindet sich ein Mann, der so dicht von Legenden umwuchert ist, dass ihn niemand kennt. Alles Mögliche wird ihm zugeschrieben: dass er «Odessa» aufgebaut hat, die Fluchhilfeorganisation für ehemalige SS-Angehörige; dass er nach dem Zweiten Weltkrieg das fabulöse Nazi-Gold in die sichere Schweiz geschafft hat; und dass er von dort aus wie eine Spinne im Netz einer weltweit operierenden Verschwörung auf ein «Viertes Reich» hinarbeite. 1986 – fünfzehn Jahre vor dem Angriff auf das World Trade Center – soll er sogar versucht haben, die Freiheitsstatue in New York in die Luft zu sprengen.

Der Mann, um den es hier gehen soll, war aber kein Terrorist, sondern ein solider Geschäftsmann, ein Schweizer, wie er im Kontorbuch steht. Diskrete Geldgeschäfte waren seine Spezialität. Er verfügte über internationale Verbindungen, pflegte einen bescheidenen Lebensstil und war selbstverständlich ein liebevoller Familienvater.

François Genoud führte nicht nur ein unauffälliges, sondern ein mustergültig normales Leben und kam niemals mit den Gesetzen seines Landes in Konflikt. Trotz seines ungewöhnlichen Treibens, das ihn für mehrere Jahre ins Gefängnis hätte bringen müssen, ist er nie belangt worden. Er spazierte bei den Schweizer Bundesbehörden ebenso munter ein und aus wie im Hauptquartier von Wadi Haddad in Beirut, bei einem Mann, der tatsächlich das Gehirn einer schlagkräftigen, rückichtslosen und international operierenden Terrorgruppe war.

Nein, Genoud war kein Großverbrecher, er hat kein Blut an den Händen, er war bloß ein freischaffender Nazi. Geschehen ist ihm nie

etwas. In Algerien landete er zwar einmal kurz im Gefängnis, wurde jedoch mit Hilfe der Schweizer Regierung bald befreit. Er hatte regelmäßigen Umgang mit Waffenhändlern und Freischärlern, mit Luftpiraten und Erpressern, sogar ein Bombenanschlag wurde auf ihn verübt, doch er blieb unverletzt. Seine Freunde starben wie die Fliegen, wurden ermordet, fielen Anschlägen oder dubiosen Unfällen zum Opfer, verschwanden spurlos oder wanderten auf Lebenszeit ins Gefängnis, doch Genoud blieb immer ein freier Mann, der durch die Welt reiste, angelegte Gespräche führte und seine großen und kleinen Geschäfte machte. Wie ein Parzival ist er durch die Welt gegangen, ein weißer Ritter, der scheinbar ganz allein für seine Ideale kämpfte.

In früheren Zeiten hätte man einen Schutzengel am Werk gesehen, der einen vor jeder Art von Gefahr oder Nachstellung bewahrt. Für Genoud wirkten moderne Schutzengel. Bereits während des Zweiten Weltkriegs war er Geheimagent nicht nur einer Seite und flitzte munter zwischen der Schweiz und Deutschland, zwischen Belgien, Frankreich und wieder der Schweiz hin und her. Seine Schutzengel waren immer in der Nähe und traten in unterschiedlichster Gestalt auf: Revolutionäre, Gestapo-Leute, Geheimdienstoffiziere, gern auch Wissenschaftler und Verleger.

Genoud charmierte sie alle mit seiner Freundlichkeit, mit seinem ausgesucht höflichen Benehmen, seiner Hilfsbereitschaft und mit dem, was er seinen Idealismus nannte. So gelang es ihm, obwohl Doppel- und Tripel-Agent, ein klandestines Leben im vollen Licht der Öffentlichkeit zu führen.

Ende der sechziger Jahre beginnt die Schweizer Bundespolizei den Bürger Genoud zu überwachen. Allein in den Jahren 1969 und 1970 fährt er hundertneunundachtzig Mal durch die Schweiz, besucht sechzehn Mal Deutschland, fünfundzwanzig Mal Frankreich, drei Mal Großbritannien, neun Mal Italien, vier Mal Spanien, drei Mal Libyen, sechs Mal den Libanon und fünf Mal Ägypten.² Warum? Und nicht weniger interessant: Wer bezahlt das?

Geheimdienste verraten gewöhnlich nichts über ihre Mitarbeiter. Eine regelrechte Biographie dieses immer flüchtigen Agenten ist deshalb kaum möglich, zu unbestimmt ist sein flackerndes Erscheinen, zu

wenig greifbar sind seine Taten. So lässt sich allenfalls ein Bewegungsbild nachzeichnen, auf dem wenigstens in Andeutungen zu erkennen ist, mit welcher Energie dieser Schattenmann seine dubiosen Anliegen betrieb. Akten müssen helfen, wo verlässliche Aussagen fehlen, Abhörprotokolle widersprüchliche Erinnerungen ergänzen, und ohne Spekulationen über diesen rätselhaften Menschen wird es nicht gehen.

Zunächst aber die Fakten: Zur Jahreswende 2004 auf 2005 erreichte die Rechtsanwältin Cordula Schacht auf Briefpapier der Eberhard-August-Universität Göttingen die Anfrage, ob sie mit dem Abdruck zweier Gedichte einverstanden sei. Professor Frank Möbus schrieb diesen Brief, und die Gedichte wollte er in einem wissenschaftlichen Aufsatz zitieren, als Beleg für jugendbewegte Lyrik, die Leser, zugegeben, auch ein wenig irreführen, weshalb der Aufsatz nicht gleich offenbart, wer der Autor war, der mit Anfang zwanzig so ekstatisch reimte: «Ich fluche Dir, dreieinger Gott,/ Daß Du mich ließeſt werden,/ Und hasse nichts, wie Dich, Phantom,/ Auf dieser ganzen Erden./ Gib mir ein Beil, und ich zerschlag/ Dir Deine Paradiſen,/ Und will der Menschheit einen Weg/ Zu neuem Glücke weiſen.»³

Das Reimpaar «Paradiſen/weiſen» widerlegt ſogleich die Vermutung, hier handle es ſich womöglich um einen ſträflich vernachläſſigten Poeten oder wenigſtens das unbekanntes Jugendwerk eines berühmten. Das «Nachtgebet», aus dem die zitierten Zeilen ſtammen, liegt mit Hunderten weiterer Blätter im Bundesarchiv Koblenz und iſt der Forſchung zugänglich wie Millionen anderer Blätter auch, Verordnungen, Erläſſe, Beſcheinigungen, Aktennotizen, Vorgänge der banalſten Sorte. Lyriſche Werke wie das zitierte ſind in dieſem Schatzhaus deutſcher Regierungs- und Verwaltungsgeschichte ſeltener anzutreffen, falls ſie nicht von einem anderweitig prominenten Autor ſtammen. Und ſo iſt es auch hier, der Mann, der Gott ſein blaſphemisches Gebet entgegenſchmetterte, heißt Joſeph Goebbels, und war 1919, als er es heißen Herzens niederschrrieb, ein ehrgeiziger, wenn auch ſeiner katholiſchen Herkunft noch kaum entronnener Dichter.

Einen Erſtabdruck könne ſie nicht koſtenlos genehmigen,⁴ ſchreibt die Anwältin nach Göttingen zurück. Sie habe die Interellen der Erben Goebbels', ſeiner Geſchwisterkinder, zu wahren.⁵ Frau Schacht wacht

über das Urheberrecht des Dichters wie des Ministers Joseph Goebbels.⁶ Als Juristin betrachtet sie dieses Recht selbstverständlich ohne Ansehen der Person und kümmert sich auch nicht darum, dass aus dem eifrigen Jüngling, der da so flehentlich schreibt (oder auch nur um Worte ringt), der berüchtigte nationalsozialistische Hetzer wurde, der niemals um ein pathetisches Wort verlegene Propagandaminister Hitlers, jener fanatische und fanatisierende Redner, der am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast nach der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad erst recht zum «totalen Krieg» aufrief: «Nun, Volk, steh auf, und Sturm, brich los!»

Das Urheberrecht ist ein ehrwürdiges Rechtsgut, und nirgends wird es höher gehalten als in Deutschland. Der Schöpfer eines sprachlichen Werks – und als solches können bei großzügiger Auslegung auch Briefe, Tagebuchnotizen, Äußerungen in jeder, aber unbedingt fixierter Form gelten – erwirbt im Augenblick der Niederlegung ein ausschließliches Recht an seinen Worten, das er auch dann, wenn er diese Worte aus der Hand gibt und von einem Verlag drucken lässt, nur als Nutzungsrecht überträgt. Das ist die Voraussetzung für eine Honorierung, ein Entgelt für jeden Abdruck (so er überhaupt genehmigt wird), und zwar noch siebzig Jahre über den Tod des Urhebers hinaus. Das heißt in diesem wie im Fall jedes anderen Autors, dass jedes Mal, wenn urheberrechtlich geschützte Werke von Joseph Goebbels veröffentlicht werden, Tantiemen an seine Erben fällig werden. So werden seine Worte beispielsweise vom Bayerischen Rundfunk als «Kleines Senderecht» mit 3,34 Euro pro zehn Sekunden vergütet.⁷ Bei Peter Longerichs Goebbels-Biographie (München 2010) werden die Erben sogar am Absatz beteiligt. Mit der historischen Person Goebbels, mit seinen bekannten Taten und Untaten, hat das Urheberrecht nichts zu schaffen.

Dieses rechtskonforme Verhältnis zu einem der größten Kriegsverbrecher nimmt manchmal groteske Formen an: Zwei Jahre lang ist die Schauspielerin Iris Berben durch Deutschland, Österreich und die Schweiz gereist, um parallel aus dem Tagebuch von Anne Frank und jenem von Joseph Goebbels zu lesen, in bester erzieherischer Absicht natürlich. Die Zuhörer sollten mit der Nase darauf gestoßen werden, was den verfolgten Juden im «Dritten Reich» geschah, denen der Pro-

pagandaminister unermüdlich drohte. Das Rechtsverhältnis ist eindeutig: Da sie nach wie vor beansprucht werden, sind für jeden der fünfzig Auftritte Tantiemen für Goebbels angefallen. «Um die Aufführungsrechte erhalten zu können», hat der Veranstalter Carpe Diem mit Cordula Schacht eine Pauschalvereinbarung getroffen, schon weil eine «Pauschale keinerlei Abrechnungsdifferenzen aufwirft».⁸ An die Erben von Anne Frank musste übrigens keine wie immer geartete Pauschale gezahlt werden, anders als an die Erben des Mannes, der – um seine Rolle zu vereinfachen – für ihren Tod im Konzentrationslager Bergen-Belsen wenigstens mitverantwortlich ist. Goebbels kostet Geld, er bringt Geld, und er hat das Recht auf seiner Seite.

Goebbels ist lange tot; er starb 1945 mit seinem Herrn und Meister, aber das Urheberrecht lebt. Deshalb ist Goebbels bis heute (und noch bis Ende 2015) kostenpflichtig und ein gutes Geschäft. Dafür hat unser Mann aus der Schweiz gesorgt, ein glühender Nazi, dessen jugendliche Begeisterung für Hitler und das «Dritte Reich» ins Grenzenlose wuchs, als beide untergegangen waren. Dieser Herr – und natürlich handelt es sich um François Genoud – war kein Jurist und kein richtiger Verleger, nicht einmal Mitglied der NSDAP oder sonst einer Nazi-Verbindung war er, sondern bloß ein sympathisierender Außenseiter, dem es darum ging, ausgerechnet an den Größen des «Dritten Reiches» ein angebliches Unrecht gutzumachen, das die Besatzungsmächte, das die Geschichte und nicht zuletzt das ehrvergessene deutsche Volk ihnen angetan hatten.

Hitler, Goebbels, Bormann – diesen Männern, die nach seiner Meinung «so durchgreifend und groß auf den Gang der Weltgeschichte eingewirkt haben»,⁹ galt sein ganzer Einsatz. François Genoud war ein Nazi, aber kein finsterner Weltverschwörer, sondern ein friedfertiger Mann, dem es bei allem, was er trieb, angeblich immer nur um das Gute ging. Ganz gleich, ob er sich um die alten Nazis und ihre Angehörigen kümmerte, ob er dafür sorgte, dass ein Massenmörder wie Klaus Barbie vor Gericht effektiv vertreten wurde, oder ob er als Komplize arabischer Terroristen durch die Welt reiste – für ihn war das alles nur sein bescheidener Beitrag im Kampf der Armen gegen die Reichen, der Rechtlosen gegen die Machthaber.

Mit seinem Faible für den Nationalsozialismus stand er keineswegs allein, wenn es auch nach 1945 nicht mehr so viele gab, die ihrer Begeisterung derart leidenschaftlich Ausdruck verleihen mochten. Über Nacht war aus dem Volk, das dem Führer zugejubelt hatte, ein Volk von Widerstandskämpfern geworden, die alle von Anfang an dagegen gewesen waren. Genoud gehörte nicht dazu, aber er war ja auch kein Deutscher. Die Kapitulation des Deutschen Reiches begriff er nicht bloß als Niederlage, sondern als seinen Auftrag. Seine Arbeit begann erst jetzt.

Für Genoud war Hitler kein Menschheitsverbrecher, für ihn war er ein Idealist, einer, der es allenfalls bei den Juden übertrieben hatte, und mit Auschwitz habe er sowieso nichts zu tun. «Das ist alles falsch», behauptete er noch bis zum Schluss. «Es gibt doch sogar Dokumente dafür.»¹⁰ Erst in der deutschen Niederlage fand Genoud seine Bestimmung und Berufung. Wenn ihn auch alle verraten hatten, er würde in Treue fest zu seinem Führer halten und in einer Welt von Feinden bewahren, was allgemein in Acht und Bann getan war. Jahrzehnte nach Hitlers Tod lebte und webte sein umtriebiger Handelsvertreter weiter und wirkte durch das Urheberrecht sogar über den eigenen Tod hinaus.

«The truth is, I loved Hitler»,¹¹ gestand er der britischen Journalistin Gitta Sereny. Diese Liebe kannte keine Grenzen. Ob einer seiner Helden dem Regime bis zuletzt angehört hatte wie Goebbels oder auch Bormann, ob er sich davon entfernt hatte wie Hjalmar Schacht, ob die Paladine untereinander verfeindet waren und sich gegenseitig bekämpften, ob sie die bequeme Mittellage des künstlerischen Desinteresses an der Politik vorschützten wie Leni Riefenstahl – das alles kümmerte Genoud wenig. Wie bei einem Reliquiensammler des ausgehenden Mittelalters begeisterte ihn alles, worauf einst das Auge der NS-Herren geruht, was ihre Hand berührt, ihr Kopf gedacht hat – und am besten war, dass sich mit diesen Relikten auch noch munter Handel treiben ließ. So wurde Genoud Gralshüter und Marketender zugleich und konnte seine beispiellose Verteidigung des Nationalsozialismus als Ehrensache verfolgen.

Sicherlich faszinierte ihn auch das Hasardspiel in der permanenten, staatlich geduldeten Illegalität, hatte er eine unbändige Freude an den Haken, die er zwischen der Schweiz und Deutschland, zwischen Europa

und dem Orient, zwischen Links und Rechts schlagen konnte, ohne für irgendetwas belangt zu werden. Wie auch? Genoud wechselte seine Schauplätze, seine Themen, seinen Umgang oft mit dem Monat, und dann wieder ist über Jahre nichts von ihm zu hören.

Wer sich auf die Suche nach ihm macht, wundert sich, wie vielen François Genoud ein Begriff ist – und wie wenige sich zu ihm äußern wollen. Im Internet hat seine Figur inzwischen ungeheure Ausmaße angenommen, ist er zur *bête noire* des unausrottbaren Nationalsozialismus geworden, von der angeblichen Verschiffung Tausender Nazis nach Südamerika bis zur Rettung des fantastischen SS-Schatzes. Jenseits dieser immer wieder gern erzählten Kolportage ist allzu wenig darüber bekannt, wie das Geschäftsmodell Genoud funktionierte, wie es ihm gelang, sich urheberrechtliche Nutzungsrechte an Hitler, Bormann und Goebbels zu verschaffen – und vor allem, wer ihm dabei behilflich war. Ohne gute Freunde geht es nicht. Genoud hatte sein Leben lang gute Freunde in einflussreicher Position, ja, es scheint, als schützten sie ihn noch über den Tod hinaus.

Das Seltsamste bei alledem ist vielleicht gar nicht einmal der Mann jenseits von Links und Rechts, der sich in nationalsozialistische Unternehmen mit gleicher Begeisterung wie in terroristische stürzte, sondern das sind Männer und Frauen, die selber jeder Nähe zum – sei es deutschen, sei es arabischen – Nationalismus unverdächtig, Genouds Treiben über die Jahrzehnte nicht bloß geduldet, sondern gedeckt und immer wieder unterstützt haben.

Ein Mann, dem nachgesagt wird, Gäste in seiner Wohnung unter einer Nazi-Fahne empfangen zu haben,¹² der Hitler einen «Mann des Friedens» nannte und Martin Bormann als seinen «Helden» bezeichnete, der Bewunderung für Eva Braun empfand und den systematischen Judenmord bestritt, sollte in gesitteten Kreisen Mitteleuropas nicht mehr empfangen werden, jedenfalls nicht mehr in den sechziger oder siebziger Jahren. François Genoud war aber in diesen gesitteten Kreisen nicht bloß gerngesehener Gast und als Plauderer geschätzt, er war ein gesuchter Geschäftspartner bei renommierten Verlagen. Er ging, wenn er es wollte, bei Bischöfen, bei Ministern, bei staatlichen Einrichtungen ein und aus, unterhielt sich mit Geheimdienstbeamten, verhandelte mit

Fluggesellschaften – und beteiligte sich an Flugzeugentführungen, um dieselben Firmen zu erpressen.

Er nutzte Gelegenheiten und Freunde, beseelt (wenn man es so nennen will) von einem geradezu wahnhaften Idealismus, der ihm eingab, ausgerechnet Adolf Hitler und den Seinen müsse Gerechtigkeit werden.

Seine Geschäftspartner lachten über ihn, sie schüttelten den Kopf, fanden diese Nazi-Begeisterung aber dann doch recht amüsant und sahen darin gewiss kein Geschäftshindernis. Nazi geht immer, und Genoud saß nun einmal auf dem Material. Sein durchschlagender Erfolg wäre nicht möglich gewesen, hätte Genoud nicht immer und überall zumindest Förderer, Nutznießer und aus den verschiedensten Gründen Interessierte gefunden. Er hatte etwas anzubieten, was verboten und gleichzeitig begehrt war, Hehler-Ware gewissermaßen, die er im Verschwörer-Ton feilbot.

Genoud ist eine einmalige und trotzdem beispielhafte Figur, an der sich die ganze Unsicherheit der Nachkriegszeit zeigen lässt: das Schwanken zwischen Links und Rechts, das Liebäugeln mit der Gewalt, die Möglichkeit, mit Ideologie, wie extrem auch immer, Geld, viel Geld zu verdienen. So wenig er den nachhitlerischen, den demokratischen Staat achtete, so gründlich hat er sich des Rechtsstaats bedient, um im Namen der großen Verbrecher sein eigenes Recht durchzusetzen.

Ob das alles seine juristische Richtigkeit hat, ist zumindest zweifelhaft. Genoud hat keineswegs jeden der vielen Prozesse, die er führte, gewonnen, doch ein endlich erzielter Vergleich sichert bis heute den Zugriff auf dieses Erbe. Martin Broszat, damals als Leiter des Instituts für Zeitgeschichte (IfZ) sowohl Leidtragender wie Nutznießer des Genoud'schen Sonderrechts, nannte dies 1989 einen «für die Zeitgeschichtsforschung moralisch-politisch nur schwer erträglichen Zustand»,¹³ doch zahlte auch das IfZ Genoud «nach langem Hin und Her wohl oder übel eine hübsche Summe Geld»,¹⁴ und das nicht nur einmal.

Mit etwas Takt, mit etwas politischer Entschlossenheit hätte sich das Ärgernis auch außerjuristisch bereinigen lassen. In einem Leserbrief an den *Spiegel* hatte Robert M. W. Kempner, der ehemalige Stellvertretende US-Hauptankläger in Nürnberg, schon 1973 darauf hingewiesen, dass

bei den Tagebüchern des deutschen Ministers Joseph Goebbels von einem auf eigene Rechnung entstandenen künstlerischen Werk keine Rede sein könne: «Soweit Entschädigungen [für Schäden, die durch Goebbels mitverursacht wurden] durch die Bundesrepublik erfolgt sind, kann das Bundesfinanzministerium Regreßansprüche gegen die Erlöse aus der Goebbels-Erbschaft geltend machen.»¹⁵

Daraus ist bis heute nichts geworden. Bei der Frage, wie lang denn dieser Skandal noch andauern soll, zeigt ein Ministerium aufs andere, und jeder weist alle Verantwortung weit von sich. Im Innenministerium wollen sie sich «um die Beantwortung Ihrer Fragen bemühen, bitten jedoch um etwas Geduld»,¹⁶ um diese Bemühungen nach vier Monaten und wiederholten Nachfragen lapidar zu beenden: «Für Urheberrechtsfragen ist das BMJ [Bundesministerium der Justiz] zuständig.»¹⁷ Für die Rechte an Joseph Goebbels sei der «Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM)» zuständig, sagt das Bundesinnenministerium,¹⁸ aber das Staatsministerium für Kultur kann sich «mangels eigener Zuständigkeit» nicht äußern.¹⁹ Dem Justizministerium ist «der Sachverhalt nicht detailliert* bekannt», außerdem liege es «nicht in unserer Zuständigkeit, diesen Sachverhalt aufzuklären»,²⁰ was schon deshalb seltsam ist, weil das Finanzministerium dazu auffordert, sich «zuständigkeitshalber» an das Justizministerium zu wenden.²¹

Genoud lebt, auch wenn er gestorben ist, und mit ihm das nationalsozialistische Erbe.

* Hier wie in vielen folgenden Zitaten wird die alte oder fehlerhafte Schreibweise der Dokumente, Briefe und Notizen dem Original getreu beibehalten; auf das übliche [sic!] wird verzichtet.

1. Bildnis eines jungen Mannes

In ihrer Oktober-Ausgabe 1996 brachte die revisionistische Zeitschrift *L'Autre histoire* einen kurzen Nachruf auf den «Éditeur, révolutionnaire, croyant» François Genoud. Es ist ein schöner Brauch, über die Toten nichts Böses zu sagen, und so wusste auch dieser Nachruf nur Gutes zu melden. Der Verstorbene, hieß es da, «hat den Tod des großen Hannibal gewählt und ist in die letzte Ruhestätte der Helden eingegangen». Bei dem revolutionären Verleger handelte es sich offenbar um einen Idealisten: «Er hat seine ganze Existenz der Verteidigung seiner Ideale und dem Kampf für das Recht auf die Selbstbestimmung der Völker geweiht.»

Wäre da nicht die germanische Rune gewesen, unter der die Todesnachricht bekanntgemacht wurde, der unbefangene Leser hätte an einen Philanthropen, einen Menschheitsfreund, denken können. Denn hatte nicht auch der amerikanische Präsident Woodrow Wilson, auf den die Idee eines Völkerbunds zurückgeht, das «Selbstbestimmungsrecht der Völker» gefordert?

Aber François Genoud war kein Philanthrop, sondern ein Nazi.

François Genoud war zwar kein geborener, dafür aber ein gelernter und zudem erstaunlich lernfähiger Nazi. Die Grundlage für jene Ideale, die ihm in der völkischen Traueranzeige nachgerühmt wurden, hatte ihm Adolf Hitler vierundsechzig Jahre zuvor höchstpersönlich geliefert. Im Herbst 1932¹ wird der siebzehnjährige Lehrling Genoud bei der Rückkehr von einem Ausflug in Bad Godesberg Adolf Hitler vorgestellt. Der befindet sich auf dem bisherigen Höhepunkt seiner Macht und bebt in der Erwartung, bald in die Reichskanzlei einzumarschieren. Der amtierende, längst bedeutungslose Kanzler Franz von Papen kann nur mehr mit Notverordnungen regieren; die NSDAP ist bereits die stärkste Kraft im Land. Nicht nur immer mehr Deutsche, sondern auch viele ausländische Beobachter erwarten von Hitler, dass er Ordnung schafft und das durch die Kriegsfolgen und die Weltwirtschaftskrise gebeutelte und politisch zerrissene Deutschland wieder stabilisiert. Hitler wiederum begrüßt in dem fremden Knaben die Zukunft: «Eure Generation wird

Europa erbauen»,² soll der Führer zu ihm gesagt haben, vielleicht auch, dass «wir zusammen mit eurer Generation ein brüderliches Europa aufbauen werden».³ Der spätere Idealist ist tief ergriffen, weniger von den bedeutenden Sätzen, an die er sich noch im hohen Alter erinnert, als vielmehr vom Charisma des Führers. Hitler wird für diesen Atheisten zum Heiland, und wie es sich für den wahrhaft Gläubigen gehört, wird seine Verehrung nie nachlassen. «Er war mein Held», bekennt er stolz, noch Jahrzehnte später, und fügt ohne einen Anflug von Reue oder Bedauern hinzu: «Er ist es immer noch.»⁴

Seit dieser Begegnung im Godesberger Rheinhotel Dreesen ist Genoud glühender Nationalsozialist. Er interessiert sich allerdings nicht für Parteiungen und Fraktionskämpfe, sondern lediglich für das, was er als die nationalsozialistische Idee ansieht. Leider ist ihm als Schweizer die Möglichkeit verwehrt, der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen beizutreten; umso entschiedener wird sich sein Einsatz für die Sache gestalten. Seine Umgebung bestärkt ihn. Der junge Mann absolviert eine Lehre bei Wilhelm Strauven, einem Geschäftsfreund seines Vaters. Strauven gehört zum rechtsradikalen «Stahlhelm», der Hitlers NSDAP stützt und ihm wenige Monate nach der Begegnung zur Machtergreifung verhilft. «Mir ist erst viel später klar geworden, wie sehr mein Lebensweg vom Schicksal bestimmt wurde»,⁵ weiß Genoud, als er 1985 Bilanz zieht, und sein Schicksal war nun einmal Hitler, an dem er deshalb dieses Leben lang in unwandelbarer Treue festhalten wird. Es war mehr als Gefolgschaft – auch wenn Genoud manchmal an einen feudalen Lehnsmann erinnert –, es war mehr, viel mehr. «Ich bin immer bereit, denen zu verzeihen, die ich liebe, und die Wahrheit ist, ich habe Hitler geliebt.»⁶

Diese Liebe teilte er ab 1933 mit Millionen deutscher Männer und Frauen, die ihren Führer mit wahrer Inbrunst verehrten – doch anders als sie fiel er nach der Niederlage von 1945 nicht vom Glauben ab. Hitler versprach seinen Deutschen ihr Selbstbewusstsein wiederzugeben, die massenhafte Gefolgschaft war auch ein Angebot an den Einzelnen, sich von familiären Bindungen zu befreien und sich stattdessen einer neuen, selbstgewählten Gemeinschaft anzuschließen. So wurde Hitler für Genoud zu einem besseren Vater: zu allem entschlossen, eine über-

lebensgroße Leitfigur, zu der man aufschauen konnte. Genouds leiblicher Vater war zwar ein erfolgreicher Geschäftsmann, aber eben nur ein Geschäftsmann und keiner, der wie der fanatische Hitler für seine Ideale gekämpft hätte.

Die Lausanner Familie, in die Genoud 1915 hineingeboren wurde, ist mehr nach Frankreich orientiert, wo die Vorfahren des Vaters herkommen. Frankreich gehörte im Ersten Weltkrieg zu den Gegnern Deutschlands, und der Vater bleibt im Herzen deutschfeindlich, zeigt sich aber pragmatisch. «Du weißt, was ich von ihnen denke, ich verabscheue sie. Aber sie haben Eigenschaften, die bei uns in der Familie schrecklich fehlen: Ordnung und Disziplin.»⁷ Deshalb schickt er den Sohn, der noch vier Geschwister hat,⁸ nicht etwa in die deutschsprachige Nordschweiz, sondern gibt ihn mit Blick auf eine künftige Geschäftslaufbahn gleich auf eine Schule in Deutschland. 1931 wird Genoud in das protestantische Melancthonstift in Freiburg im Breisgau aufgenommen. Das 1917 gegründete Institut ist alles andere als eine nationalsozialistische Pflanzstätte, es hat vielmehr zum Ziel, «den badischen Beamtenstand und die Pfarrerschaft durch Zuführung eines Nachwuchses zu ergänzen».⁹ Einer der Lehrer im Stift ist der Pfarrer Arnold Hesselbacher, der von 1943 an zum widerständigen «Freiburger Kreis» gehört. Unter den badischen Honoratiorenkindern ist Genoud gewiss ein Außenseiter, aber seinen Mitschülern fällt er nicht durch extremistische Ansichten auf. Er ist ein Durchgangsschüler mit lauter guten Noten (Betragen: 1, Fleiß: 2) und besucht das Institut ohnehin nur ein Jahr lang. An Ostern 1932 wird für «Francis» vermerkt: «Tritt aus Schule und Stift aus.»¹⁰

Der Vater führt in Lausanne ein Tapetenunternehmen, sein Geschäftsfreund Strauven in Bonn eine Papierfabrik, und in dieser setzt der sechzehnjährige Genoud seine Ausbildung mit einer Lehre fort. Doch auch in Bonn bleibt er nicht lang. Nach der Machtübergabe an Hitler schickt der Vater seinen Sohn, den er längst an den Führer verloren hat, weiter nach England. Dort übt sich Genoud in der englischen Sprache und nährt seinen Hass auf den britischen Kapitalismus, der den gängigen Welterklärungsformeln der dreißiger Jahre zufolge unweigerlich als «jüdisch kontrolliert» gilt. Auch Großbritannien durchlebt zu dieser Zeit eine schwere Krise, und auf den Straßen marschieren die

faschistischen Schwarzhemden Oswald Mosleys, mit dem sich Genoud später wie selbstverständlich befreunden wird.

In den USA wurden 1927 die beiden italienischen Einwanderer Sacco und Vanzetti hingerichtet. Sie sollen einen Raubmord begangen haben. Obwohl Zweifel an der Täterschaft bleiben, müssen sie sterben, ein Ereignis, das den jungen Genoud ebenso wie Tausende anderer junger Menschen auf der ganzen Welt tief empört. Die Macht des Staates, so sieht es Genoud, vernichtet den Einzelnen. In diesen Jahren, noch unsicher und ungefestigt, beginnt er die übliche antisemitische Literatur zu lesen, darunter natürlich Hitlers «Mein Kampf» («Das hat für mich sehr viel erklärt»¹¹) und die berühmten «Protokolle der Weisen von Zion», die sein sich verfestigendes Weltbild bestätigen. In Europa scheint Hoffnung aufzukeimen: In Italien herrscht Mussolini, in Deutschland ist Hitler Reichskanzler geworden, in Frankreich kommt es zu einer Volksfrontregierung. Für solche großpolitischen Ereignisse ist die Schweiz zu klein und zu wenig aufregend, aber die Unruhe der dreißiger Jahre weht auch durch dieses zur Friedfertigkeit verpflichtete Land.

1935, wieder zu Hause in der Schweiz, engagiert sich der heimtlose Nationalsozialist Genoud bei der Nationalen Front, den Frontisten, die sich um Gaston Amaudruz scharen. Mit einer trutzigen Jungschar stürmt der gegen die sozialistische Polizei von Lausanne, holt sich ehrenvolle Blessuren. «In schön geschnittenen Gabardinehosen und mit finsterer Miene habt ihr nationale Revolution gespielt»,¹² meint Carlos Bauverd, der Sohn von Genouds Jugendfreund Jean Bauverd, und nicht die «Protokolle der Weisen von Zion» hätten sie genährt, sondern «Robinson Crusoe» und die Bücher Jules Vernes.

Diese Jugendjahre eines unerbittlichen Judenhassers wären biographisch nicht vollständig ohne jenes jüdische Mädchen, in das alle Antisemiten einst verliebt waren, weil sie ja keine sein wollen. Seins heißt Klari, Klari Kempfer, eine Jüdin aus Ungarn, «die schöner ist als eine griechische Statue»,¹³ doch Klari muss nach den gemeinsam verbrachten Ferien zurück in ihre Heimat. Ob sie die Ausrottungsaktion des Beauftragten für die Endlösung der Judenfrage überlebt hat, weiß niemand. Nach dem Krieg hat sich Genouds Interesse längst der Täterseite zugewandt und dem Unrecht, das beispielsweise dem Organi-

sator der Vernichtung angetan wurde, Adolf Eichmann. Wie sich diese unschuldige Liebesgeschichte mit seinem antisemitischen Weltbild vertrüge, wird Genoud später gefragt, doch nach einer Antwort muss er nicht lange suchen: «Meine Weltsicht ist das eine, meine Gefühle sind etwas ganz anderes.»¹⁴ Der politische Mensch Genoud kennt aber nichts anderes als Gefühle; er ist und bleibt sein Leben lang ein sentimentaler Immoralist.

Genoud arbeitet im Geschäft seines Vaters mit, der die Hitler-Begeisterung seines Sohnes nicht begreifen kann. Als sich die Kunden über dessen aggressiv vorgetragene politische Ansichten beklagen, kündigt er lieber, statt sich etwa zu mäßigen. Bei der ganzen Hitlerei habe es sich um einen klassischen Vater-Sohn-Konflikt gehandelt, meint Genouds späterer Verleger Albrecht Knaus,¹⁵ und der Jüngere setzte sich durch, weil er auf die neuen Mächte vertraute, die sich bald als die stärkeren erweisen. Die extremistische Haltung Genouds fällt nicht bloß den Kunden auf, sondern auch dem Schweizer Nachrichtendienst. Der beginnt 1934 mit der Beobachtung, aus der schnell eine Überwachung wird. Genoud ist kaum neunzehn, als die Behörde Interesse an ihm fasst. Sie prüft seine Post und hört ihn ab, beschäftigt sich mit seinen Bekannten und Freunden, befragt Geschäftspartner und Nachbarn und wird doch nicht schlau aus ihm. Genoud ahnt bald das Interesse der Behörde an ihm, scheint es von Anfang an zu fördern, spielt schließlich damit. 1934 hat er sich noch nichts Nennenswertes zu Schulden kommen lassen, verfügt aber durch seine Jahre im Ausland bereits über internationale Beziehungen, nicht zuletzt ins immer machtvoller auftretende Deutsche Reich. Das lässt ihn zu einer potenziellen Gefahr werden, aber auch zum lohnenden Objekt für nähere Observierung. Umgekehrt nutzt Genoud das geheimdienstliche Interesse, um ein möglichst öffentliches Leben zu zelebrieren, in dem es angeblich nichts zu verbergen gibt. In den kommenden Jahrzehnten, in denen sich Genoud seine Freunde in allen Lagern sucht, wird ihm niemand so treu zur Seite stehen wie der Schweizer Geheimdienst.

Bei den rechten Frontisten begegnet Genoud einem Schulfreund¹⁶ wieder, der seine Weltsicht erweitern und seine ideologische Ausrichtung bis zuletzt prägen wird. Jean(-Maurice) Bauverd ist Antisemit wie

Genoud und verfügt wie dieser über die Fähigkeit, sich in allen Umbrüchen einzurichten, ohne dabei die alte Ideologie aufzugeben. Die beiden jungen Männer erinnern sich der erlittenen Gymnasialjahre und streben hinaus ins richtige Leben.

Sternfahrten sind in Mode gekommen, ständig wird irgendwo eine Wettfahrt ausgetragen, und so beschließen die beiden im Sommer 1936 eine gemeinsame Entdeckungsreise in den Orient. Als Automobil-Abenteurer reisen sie in einem Aero-Modell zunächst quer durch Mitteleuropa. In Deutschland feiert sich das «Dritte Reich» mit blutroten Hakenkreuzfahnen, und in diesem Jahr der Olympischen Spiele scheint das international respektierte Deutschland der modernste, jugendlichste Staat in ganz Europa zu sein. «Ihr seid dem Ästhetischen verfallen»,¹⁷ wird Carlos Bauverd seinem Vater und Genoud nachträglich zugestehen, dem Abenteurer und noch keineswegs der Politik. Gleichzeitig sei die Reise eine «Flucht vor dem Kapital» gewesen, vor dem Freimaurertum und vor den zweihundert Juden, die angeblich Staat und Gesellschaft und Medien beherrschen, der übliche, zeittypische Summs. Die Fahrt geht über die Tschechoslowakei und die Donauländer hinab durch den Balkan. Bukarest wird gestreift, dann das türkische Edirne, und auch die aus den Romanen Karl Mays vertrauten Fähnisse bleiben nicht aus: Hunger, Durst, die schlimmen hygienischen Bedingungen, der eine oder andre Überfall.

Der Orient wird umso rätselhafter und geheimnisvoller, je tiefer die Abenteurer vordringen. Von Istanbul reisen sie über Mossul weiter nach Teheran und nach Kabul. Sie verlieren ihr Reisegeld, werden von Räubern verfolgt, müssen sich eines Wolfsrudels erwehren; die üblichen Reisekrankheiten kommen dazu. Marco Polo fühlen sich die beiden näher als dem heraufziehenden Massentourismus, der Hindukusch reines Märchenland. Später erzählt Genoud, er habe davon geträumt, «Bandenchef in den Bergen» zu werden, «ein Mann, der sein Haus nie ohne das Gewehr verlässt».¹⁸ Doch in Indien erkrankt der Räuber am Typhus; er kommt noch einmal mit dem Leben davon, weil er (die Welt ist doch klein) rechtzeitig eine Schweizer Klinik findet. Die vertraute Welt hat ihn wieder, wenn auch nicht ganz. Auf halbem Wege zurück nach Europa wird Genoud in Bagdad Zeuge eines Staatsstreichs und erlebt, wie die